

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Toti Leza

Die Löwin von Kastilien

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

*Holde Dame,
würde mich Euer Kummer nicht tiefer schmerzen als mein Tod,
ich wäre ein vollkommen glücklicher Mensch. Der Tod ist jedem
gewiss, nur Gott kennt die Zeit und die Stunde – zum Leidwesen
vieler, doch was Er tut, ist wohlgetan. Ach, bliebe mir doch die
Zeit, Euch tröstliche Dinge zu schreiben! Doch diese gewährt
man mir nicht, noch möchte ich es länger aufschieben, die Krone
zu erlangen, die mich erwartet. Ihr seid klug, holde Dame, drum
beweint Euer Unglück, nicht meinen Tod. Denn was gerecht ist,
soll man nicht beklagen. Meine Seele lege ich in Eure Hände – et-
was anderes besitze ich nicht mehr. Verfahrt mit ihr, wie es Euch
beliebt. Meinem Vater Pedro López schreibe ich nicht; mir fehlt
der Mut dazu, denn es ist sein Sohn, der das Leben verliert, doch
sein Glück hatte ich nicht. Ich will nicht länger zaudern, um dem
Henker, der mich erwartet, kein Ungemach zu bereiten; auch
soll mich keiner bezichtigen, diesen Brief hinauszuzögern, um so
mein Leben zu verlängern. Mein treuer Sosa, der alles mit ei-
genen Augen sieht und meinen verborgenen Willen kennt, wird
Euch sagen, was dieser Brief verschweigt. Und so verlasse ich
nun dieses Jammertal, den Schwertstreich zu empfangen, welcher
Euch Leid bringt und mir den Frieden.*

Brief von Juan de Padilla an seine Frau Doña María Pacheco, ge-
schrieben am Tag vor seiner Hinrichtung in Villalar am 23. April 1521

An diesem Sommermorgen waren die Dienstboten im Palast des Kalifen Yussuf bereits auf den Beinen, bevor die Morgensonne die Mauern des schönsten Juwels nasridischer Baukunst erstrahlen ließ: *al-Qasr al-Hamrá*, die rote Festung, die Alhambra. Leise flüsternd huschten sie durch die Korridore, um ihre Herrschaften und die hohen Gäste, die in den vornehmen Gemächern des Gebäudes logierten, nicht beim Schlafen zu stören. Sie wollten alles bereit haben, wenn die Glocke im Minarett der ehemaligen Moschee die Bewohner der Stadt am Fluss Genil weckte. Die Köche und ihre Küchenjungen heizten die Feuer an und setzten große Töpfe mit Wasser auf. Sie rupften Dutzende Rebhühner, schnitten Kohl, Zwiebeln und Lauch, schuppten Zahnbrassen, Lachse und andere Fische und kochten nicht weniger als fünfhundert Eier ab. Die Diener stellten im früheren Thronsaal der Kalifen, dem sogenannten »Saal der Könige«, lange Tische für das Festbankett auf, legten Tischdecken aus feinstem bestickten Leinen auf und deckten mit Tellern, Gläsern und Silberbesteck ein. Die Pagen füllten die Kristall- und Alabastervasen mit frischen Schnittblumen, von deren Blättern noch der Tau perlte, die Kammerzofen bereiteten die Bäder

vor und erhitzten die Lockenscheren, bevor sie an die Türen klopfen und ihre Herrschaften weckten. Der Grund für diese Betriebsamkeit war kein anderer als die Vermählung von María, einer der Töchter des Grafen von Tendilla und künftigen Markgrafen von Mondéjar, Don Íñigo López de Mendoza y Quiñones, mit Juan de Padilla aus Toledo.

Mendoza, Oberbefehlshaber von Granada, der wegen seiner zahlreichen militärischen Meriten im Dienste König Ferdinands des Katholischen nur »der große Tendilla« genannt wurde, war in der Tat eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Kampferprobt, gebildet, wortgewandt und ein Frauenheld wie alle Männer seiner Familie, machte er seinen Vorfahren alle Ehre und tat sich in sämtlichen Bereichen des höfischen Lebens hervor, ohne die Freude an den Vergnügungen zu verlieren, die dieses ihm zu bieten hatte. Als zweifacher Witwer und Vater mehrerer Kinder hatte er noch mit über sechzig Jahren eine Dame aus seiner Entourage geschwängert. Viele sahen darin eine weitere seiner Heldentaten, und er versicherte voller Stolz und ohne die geringste Scham, dass es nicht die letzte bleiben werde. Doch seitdem waren sechs Jahre vergangen, ohne dass man von weiteren Geburten gehört hätte. Nach acht Kindern aus seiner Ehe mit Francisca, einer Tochter Don Juan Pachecos, des mächtigen Markgrafs von Villena, sowie einigen weiteren aus seinen Affären mit verschiedenen Damen schien es genug gewesen zu sein. Er führte ein eisernes Regiment über sie alle und erwartete blinden Gehorsam sowie angemessene Ergebenheit gegenüber der Familie, wozu auch eine vorteilhafte Eheschließung gehörte. Und an diesem Tag war die Reihe an María, der

Nummer vier seiner noch lebenden ehelichen Sprösslinge.

Er war schon wach, als seine Kammerzofe das Zimmer betrat und die Samtvorhänge zurückschob. Es versprach ein herrlicher Tag zu werden. Vom Bett aus betrachtete er die Ausläufer der Sierra Nevada, die sich vor einem tiefblauen Himmel abzeichneten. Er lächelte. Nichts war mit einer Hochzeit an einem sonnigen Sommertag in Granada vergleichbar, wenn ein kühles Lüftchen aus der Sierra dafür sorgte, dass es nicht zu heiß wurde. Es war äußerst unangenehm, den Schweiß auf dem kahlen Schädel unter der Perücke zu spüren. Es fühlte sich an, als würde diese jeden Moment vom Kopf rutschen. Er ließ sich seinen seidenen Morgenmantel reichen, schlüpfte in die Pantoffeln und ging ins Bad, um in den Zuber mit heißem Wasser zu steigen und sich von seinem Leibdiener den Körper mit einem Rosshaarhandschuh abschrubben zu lassen. Er betrachtete die Stuckdecke und die bunten Wand- und Bodenfliesen und stellte sich vor, wie es damals gewesen war, als die Sultane hier ein Bad nahmen und sich am Anblick ihrer nackten Sklavinnen erfreuten, die sich zu den Klängen der Musik bewegten, die Musikanten mit verbundenen Augen auf einer erhöhten Tribüne spielten. Er hätte nichts dagegen gehabt, in den Genuss dieser Freuden zu kommen, dachte er mit einem vergnügten Lächeln.

Die arabischen Bäder, für viele seiner Landsleute eine unbekanntere Annehmlichkeit, machten aus der Körperpflege eine erregende Erfahrung. Der ganze Palast war ein Erlebnis für die Sinne. Im Land gab es keinen schöneren als diesen, da war er sich sicher, denn er hatte sie fast alle gesehen. Auch die in Italien, den Papstpalast

inbegriffen. Es war eine wahre Freude, dort zu wohnen, wo ehemals die Fürsten von Al-Andalus residiert hatten. Es verlieh ihm das Gefühl von Macht, und außerdem ... Er wurde jäh aus seinen Gedanken gerissen, als nervöse Finger an die Tür klopfen und gleich danach Antonio Vázquez seinen Kopf hereinsteckte, seit über zwei Jahrzehnten sein Sekretär.

»Was gibt's?«, herrschte Don Íñigo ihn an, »habe ich nicht mal im Bad meine Ruhe?«

»Es gibt Probleme ...«

Kurz darauf stand der Graf im Morgenmantel, mit Pantoffeln an den Füßen und der maßgefertigten weißen Perücke auf dem Kopf, die jedoch in der Eile verrutscht war und ihm ein drolliges Aussehen verlieh, vor dem Zimmer seiner Tochter, der Braut. Dort hatten sich bereits deren ältere Schwester María de Mendoza, ihre Gesellschaftsdame, ihr Beichtvater, der Zeremonienmeister und mehrere Zofen versammelt, als er, den Sekretär und den Kammerdiener im Gefolge, wutentbrannt herangerauscht kam. Er packte den Knauf der schweren, geschnitzten Holztür und rüttelte heftig daran.

»Mach die Tür auf!«, befahl er in einem Ton, der die Anwesenden zusammenzucken ließ.

»Das werde ich nicht tun!«, war von der anderen Seite der Tür in demselben Ton, wengleich etwas schriller, zu hören.

»Bei allen Kreuzesnägeln Christi, mach verdammt nochmal auf!«

»Ich denke gar nicht daran zu heiraten!«

»Das wirst du, und wenn ich dich höchstpersönlich an den Haaren vor den Altar schleifen muss!«

»Vorher musst du mich umbringen!«

»Kann gut sein, dass ich das tue!«

Auf einen Wink von Don Ínigo trat der Kommandant seiner persönlichen Leibwache zu ihm.

»Tretet die Tür ein und schleift sie in Ketten in die Kapelle, wenn es nötig ist!«, ordnete er an, bevor er auf dem Absatz kehrte und sich zurück in seine Gemächer begab.

Dieses verfluchte Gör! Er hätte sie damals zu den Nonnen schicken sollen, als sie sieben war, und sich nicht von seiner Frau erweichen lassen. Francisca hatte sich mit Tränen in den Augen eingemischt, als sie von seiner Entscheidung erfahren hatte, ihre zweitgeborene Tochter ins Kloster zu stecken.

»Sie ist doch noch so klein ...«

»Dann wird sie weniger Probleme haben, sich einzugewöhnen.«

»Und sie ist so zart ... Erst dieser Tage lag sie mit Fieber im Bett. Der Arzt sagt, dass sie die Pubertät nicht erreichen wird.«

»Umso mehr sollte sie sich in frommer Gesellschaft befinden, wenn Gott sie zu sich ruft.«

Er hatte damals nachgegeben, wie immer, wenn das Thema zur Sprache kam. Er hatte Francisca keinen Wunsch abschlagen können. Sie hatte nie um etwas gebeten, und er hatte sie auf seine Weise geliebt. Fünf prächtige, gesunde Söhne hatte sie ihm geschenkt sowie zwei weitere, die zu seinem Kummer vor einigen Jahren gestorben waren. Dazu seine älteste Tochter María, Herzogin von Monteagudo, die er von Herzen liebte. Um häusliche Angelegenheiten hatte er sich nie gekümmert. Das war Sache seiner Frau gewesen, die sich auch bemüht hatte, die lärmende Kinderschar von ihm fern-

zuhalten, die durch Flure und Gärten rannte, auf die Mauern kletterte und die Diener, die auf sie aufpassen sollten, schier zur Verzweiflung brachte. Er hatte seine Kinder nur aus der Ferne aufwachsen gesehen und war jedes Mal überrascht, wie sehr sie sich verändert hatten, wenn er nach einem langen Aufenthalt bei Hof oder von einer seiner Reisen durch Andalusien nach Granada zurückgekehrt war. Dann ließ er den Blick über seine Sprösslinge schweifen und bewunderte die stattliche Erscheinung von Luis, seinem Stammhalter. Er sah, dass Bernardino das Meer liebte und Antonio ein Händchen für Pferde hatte, er registrierte Franciscos gütige Art und die Intelligenz des untersetzten, kräftigen Diego, der seine Nase ständig in die Bücher steckte, wenn er sich nicht gerade im Waffengebrauch übte, was ihm eines so lieb war wie das andere. Er bewunderte die Eleganz und stille Schönheit seiner ältesten Tochter, die ihrer Mutter so ähnlich war, und erfreute sich an der munteren Isabelita, dem Nesthäkchen, dem Liebling der Familie. Er war sehr stolz auf sie alle. Sie waren echte Mendozas, durch deren Adern königliches Blut floss, die Nachkommen großer Männer und Frauen, dazu berufen, die wichtigsten Ränge im kastilischen Adel einzunehmen.

Dann fiel sein Blick auf die andere María, und ein ungehaltener Zug huschte über sein Gesicht. Dünn, mit zerzaustem Haar und herausforderndem Blick eiferte sie eher ihren Brüdern nach, statt sich mit Handarbeiten und der Lektüre frommer Werke zu beschäftigen, wie es ihre Schwester tat. Sie kletterte auf Bäume und zerriss dabei ihre Kleider, sie prügelte sich mit den Jungen und führte das Schwert ebenso geschickt wie Luis,

obwohl die Übungen sie anstregten und sie danach stunden-, manchmal tagelang das Bett hüten musste. Mit der Zeit hatte sie sich zu einem außerordentlich hübschen Mädchen entwickelt, das musste er zugeben. Obwohl sie erst fünfzehn Jahre alt war, wirkte sie bereits wie eine richtige Frau. Bei ihrem Anblick fühlte er sich unwillkürlich an jene stolzen Sultansfrauen mit den kohlschwarzen Augen erinnert, die, vor der Welt verborgen, hinter den Mauern der Alhambra gelebt und doch stets großen Einfluss auf die politischen Entscheidungen ihrer Männer und Söhne gehabt hatten. Auch sie war sehr gebildet, konnte auf Latein mit Geistlichen und Gelehrten diskutieren, Plato auf Griechisch zitieren oder ein langes Gedicht ihres Urgroßvaters, des berühmten Marquis de Santillana, vortragen. Sie wäre eines Königs würdig gewesen, wären da nicht ihre widerspenstige Art und ihr starker Charakter gewesen, was dazu führte, dass sie ausnahmslos immer sagte und tat, was ihr gerade durch den Kopf ging, und sei es noch so unpassend.

»Ich hoffe, Juan stützt ihr die Flügel, wie es sich gehört!«, schimpfte er, als er in seine Gemächer zurückkehrte, um sich für die Feier anzuziehen.

Er mochte seinen zukünftigen Schwiegersohn. Er war ein ruhiger junger Mann mit überlegtem Auftreten und eleganten Manieren, den er im vergangenen Sommer kennengelernt hatte, als dieser ihm gemeinsam mit seinem Onkel, einem altem Freund aus der Zeit der Conquista, einen Besuch abgestattet hatte. Don Gutierre López de Padilla, Komtur des Calatrava-Ordens, hatte damals im Krieg gegen Granada an seiner Seite gekämpft und ihn einmal davor bewahrt, unter dem Krummsäbel

eines Sarazenen zu fallen. Der gute Mann hatte keine Entlohnung für diese Tat akzeptiert, aber ein Mendoza vergaß nie. Er hatte sich gefreut, ihn wiederzusehen, und war bemüht, sich seine Betroffenheit nicht anmerken zu lassen, als er feststellte, dass der Mann, obwohl jünger an Jahren, wesentlich älter aussah als er selbst. Ein Eindruck, der sich bestätigte, als Padilla bekannte, unheilbar krank zu sein.

»Ich habe nur noch die Hoffnung, meinen Neffen verheiratet zu sehen, bevor ich sterbe«, schloss er mit einem traurigen Lächeln, als er über Juan sprach. »Ich liebe meinen Bruder Pedro sehr, und der Junge hat viel von ihm. Er ist noch jung, aber er gibt Anlass zu großen Hoffnungen. Die Verantwortung für eine Familie wird einen richtigen Mann aus ihm machen.«

Er hatte nicht weiter über die Worte seines alten Kampfgefährten nachgedacht, bis er einige Tage später einen heftigen Wortwechsel unter dem Fenster seines Arbeitszimmers hörte. Empört schaute er aus dem Fenster, um die Streithähne, die die Frechheit besaßen, ihn von seiner Arbeit abzuhalten, zur Ruhe anzuhalten. Dabei stellte er fest, dass es sich um seine rebellische Tochter María und um Juan, den Neffen seines Freundes, handelte. Sie waren in einen erbitterten Disput vertieft, bei dem sie das Wort führte.

»Euch zufolge sollte die Frau also nichts weiter tun, als ihrem Mann Kinder zu gebären und das Haus in Ordnung zu halten?«

»Gibt es eine bessere Beschäftigung?«

»Hört mir gut zu, Señor de Padilla. Entweder Ihr seid ein Narr oder ein Hohlkopf, wenn Ihr glaubt, dass wir Frauen nur zu diesen Aufgaben taugen. Wenn ein

Mann möchte, dass ihm jemand das Bett wärmt, dann soll er eine Dirne für ihre Dienste bezahlen oder sich eine Wärmflasche ins Bett legen!«

»Bei den Kirchenvätern heißt es ...«

»Kommt mir nicht mit diesem Geschwätz! Sie waren Männer wie Ihr und genauso begriffsstutzig. In der Geschichte der Menschheit hat es große Frauen gegeben, aber wahrscheinlich wisst Ihr nicht einmal von ihrer Existenz. Sie waren Königinnen, Soldatinnen, Dichterrinnen, Ärztinnen und Lehrerinnen und haben mehr geleistet, als Kinder zu gebären und ihren Männern den Haushalt zu führen. Und ich darf Euch darauf hinweisen, dass unsere verstorbene Königin Kastilien über dreißig Jahre mit fester Hand regierte, und zwar besser als viele ihrer Vorgänger.«

Don Íñigo hörte aufmerksam zu. Obwohl er ihr Benehmen missbilligte, das sich für ein junges Mädchen nicht ziemte, erfüllte es ihn ganz tief in seinem Innern mit Stolz, dass eine Frau von seinem Blut Charakter zeigte. Er hatte teures Geld ausgegeben, um all seinen Söhnen und Töchtern, ehelichen wie unehelichen, eine gute Erziehung angedeihen zu lassen, denn er war der Überzeugung, dass genau diese Bildung den Unterschied zwischen der herrschenden und der beherrschten Klasse ausmachte. Das war für Generationen von Mendozas klar gewesen, seit seine Vorfahren ihre Heimat in Álava verlassen hatten, um wichtige Ämter in Kastilien zu übernehmen, und so waren aus seiner Familie in den vergangenen zweihundert Jahren zahlreiche große Namen hervorgegangen. Aber dieses Mädchen hatte auch den Sturkopf und die aufbrausende Art ihres Großvaters mütterlicherseits geerbt. Das

ging so weit, dass sie sich María Pacheco rufen ließ und nicht reagierte, wenn man sie anders ansprach.

»Es gibt schon zu viele Marías in diesem Haus!«, hatte sie festgestellt, denn auch ihre ältere Schwester und die Jüngste, die er mit Doña Leonor de Beltrán gezeugt hatte, waren auf diesen Namen getauft. Dann hatte sie hinzugesetzt: »Man kann nicht behaupten, dass mein Herr Vater bei der Namenswahl für seine Töchter große Phantasie an den Tag gelegt hätte ...«

Die ruhige Stimme von Juan de Padilla, aus der durchaus Ironie herauszuhören war, lenkte seine Aufmerksamkeit wieder auf den Wortwechsel zwischen den beiden jungen Leuten.

»Wollt Ihr denn nicht heiraten? Wollt Ihr vielleicht Nonne werden?«

»Natürlich nicht! Ich denke gar nicht daran, mich ein Leben lang in einem Kloster einzusperren. Obschon ich zugeben muss, dass es für viele Frauen ein sichererer Ort ist als die Welt draußen. Und was das Heiraten angeht ... Ich werde nur einen Bund unter Gleichen eingehen, mit einem Mann, der mich respektiert und nicht versucht, mir seinen Willen aufzudrücken. Ich werde nie eine Frau sein, die sich aufopfert und den Launen ihres Mannes unterordnet. Ich will lernen und Bücher schreiben.«

»Dann werdet Ihr als alte Jungfer enden. Kein Mann wird es wagen, um Eure Hand anzuhalten. Ihr werdet verwelken wie eine Primel ...«

»Lieber allein als in schlechter Gesellschaft!«

»Das Leben an Eurer Seite muss die Hölle sein ...«

»Dann gebt acht, dass Ihr mir nicht zu nahe kommt, nicht, dass Ihr Euch die feinen Gockelfedern verbrennt!«

Don Íñigo sah, wie sie jeder ihrer Wege gingen. Er